

ANTONIUSKIRCHE

Habent sua Fata libelli, sagt ein altes Sprichwort, Bücher haben ihre Schicksale. Auch Chroniken haben ihre Geschicke, oft wandlungsreicher, stürmischer, grausamer als gedruckte Werke. Da lag im Jahre 1929 noch im Kapuzinerkloster Schwanberg eine dickbauchige, solid gebundene Handschrift, betitelt Acta conventus Graecensis ad S. Antonium Paduanum, sie enthielt wichtige Aufschreibungen über die Geschichte des Kapuzinerklosters zum Hl. Antonius „auf der Stiegen“, seit 1912 bekanntlich Volkskundemuseum, in der Paulustorgasse. Ein wackerer Sohn des Hl. Franziskus im volkstümlichen Vollbart, P. Athanasius Eisler, damals in Knittelfeld tätig, hatte sie genau besehen und studiert, ihren Umfang und ihr Aussehen anschaulich geschildert: „Foliant mit braunem, gepreßten Ledereinband, 35,5 cm hoch und 24 cm breit. Im Ganzen hat er 492 Seiten, wovon 5 auf das alphabetische Inhaltsverzeichnis entfallen. Von diesen sind die Seiten 26, 27, 28 unbeschrieben, ebenso die Seite 488. Die Chronik beginnt mit der Gründung des Klosters im Jahre 1600 und endet mit dem Jahre 1731. Sie ist in 9 Kapitel eingeteilt, von denen jedes über 10 Jahre berichtet, mit Ausnahme des ersten, das die Geschichte von 25 Jahren enthält. Der Verfasser war P. Johannes Maria von Drauburg in Kärnten, ein hervorragender Prediger, der außer dieser Chronik noch die Acta originis Provinciae Styriae, die Akten des Ursprungs der steirischen (Kapuziner) Provinz, schrieb. Er war ein gewandter Lateiner, der sich in langen Perioden gefiel. Sein Leben beschloß er im Kloster St. Johann am Graben in Graz am 1. April 1740, nachdem er 46 Jahre im Orden zugebracht hatte.“ Die Chronik hatte schon damals eine wahre Odyssee hinter sich: Sie kam „nach Aufhebung des Klosters nach Schwanberg, wie eine Be-



Abb. 15. Der Grazer Schloßberg um 1610. Ausschnitt aus dem Hochaltarbild

merkung am Anfange besagt: Pertinet ad Bibliothecam Conventus P. P. Capucinatorum Schwannbergae. Ob die Chronik nicht auch einmal in Klagenfurt war? Wenigstens finden wir ganz vorne das Klostersiegel des Conventes. Später kam sie in das slowenische Kloster Görz, wo sie vor den Italienern nach Bischoflak in Krain flüchtete. Nach dem Umsturze (1922) wurden die slowenischen Klöster von den deutschen getrennt, und es kostete Mühe, sie zurückzubekommen. In Zukunft wird sie wieder in der Bibliothek des Klosters Schwanberg zu finden sein." So schrieb Eisler am 5. Dezember 1929 zu Knittelfeld. Und nun genießt doch wohl das wertvolle Buch nach solangen Reises Strapazen der wohlverdienten Ruhe und Geborgenheit im malerisch gelegenen Klösterlein des „weststeirischen Paradieses“? Eben leider nicht mehr. Zweimal bemühte ich mich dahin, vergeblich. Patres und Brüder haben in den zwei Jahrzehnten stark gewechselt, von der Handschrift war nichts mehr zu finden. Auch sonst ist sie nirgends stellig zu machen. Sie ist derzeit verschollen, wenn nicht für immer vernichtet. Wie verdienstlich von P. Eisler, daß er damals auch einen ausführlichen Auszug niederschrieb und im Landesarchiv, Hofgasse, hinterlegte: 11 gefaltete Oktavblätter nur, aber beiderseits eng beschrieben. Die Handschrift trägt die Signatur XII 5. Ungezählte kleine aber wertvolle Einzelheiten mögen mit dem Folianten vorübergehend oder dauernd in das Dunkel zurückgewichen sein, die wichtigsten Ereignisse sind dank der geradezu providentiellen Arbeit P. Eislers, auf die ich durch ein Feuilleton im Grazer Volksblatt stieß, festgehalten und gerettet. Da die Kirche eine schöne Anzahl von aktiven und unaktiven Altarblättern beherbergt, über die Frühgeschichte der Kirche aber so wenig bekannt wurde, ist Eislers Auszug eine dankenswerte kunsthistorische Tat. Wir folgen, da wir keinen verlässlicheren Führer haben können, auf weite Strecken auch wörtlich den Ausführungen des braven Pater Athanasius.

„Nach der Rückreise von Rom machte Erzherzog Ferdinand auch einen Abstecher nach Loreto, wo er der von Pater Bartholomäus Villerius — bekanntlich der Überbringer der Reliquien in den beiden kostbaren Schreinen des Domes — gefeierten Messe beiwohnte und aus seiner Hand die heilige Kommunion empfing. Bei diesem feierlichen Anlasse verpflichtete sich der Erzherzog durch einen Eid, den katholischen Glauben in Innerösterreich wieder einzuführen, möge es ihn nicht nur seine Provinzen, sondern auch Blut und Leben kosten. Zu diesem Zwecke förderte er nicht bloß die Gesellschaft Jesu, sondern verhalf auch den Kapuzinern in Graz zu einem Kloster.“ Als geistiger Wegbereiter ward, ein stolzes Unikum für Graz, ein Heiliger berufen, P. L a u r e n t i u s v o n B r i n d i s i, der seinen Orden bereits in Graz und Wien eingeführt hatte. Anfangs August 1600 kam er nach Graz. Der Erzherzog stellte ihm die Wahl des Bauplatzes frei. Er wählte sich die sanft ansteigende Hügellehne des Schloßbergs, „da sie sich für stille Betrachtung und ruhiges Studium“ besonders empfahl. Maßgebender für diese Option war vielleicht ein anderer, ein stadt- und religionsgeschichtlicher Grund: An dieser Stelle war am 8. August 1600 in volkstümlich dramatischer Form der Schlußpunkt hinter die Reformationsära gesetzt worden: An die 10.000 protestantische Bücher, zum Teil lutherischen Persönlichkeiten gewaltsam abgenommen, zum Teil von wieder katholisch gewordenen Lutheranern freiwillig gebracht — „des Bücherzutragens war kein Ende“ (Peter Casal) — waren hier feierlich verbrannt worden. Schon zwei Tage später stieg sozusagen aus der Asche ein neuer Bau. Der Apostolische Nuntius am Grazer Hofe, Hieronymus Graf von Portia, pflanzte ein hölzernes Kreuz auf und legte den G r u n d s t e i n. Zur Feierlichkeit erschien der Landesfürst Ferdinand mit Mutter, Geschwistern und Stab. Zur Erinnerung an das Ereignis ließ er auf eigene Kosten eine Gedenkmünze prägen. Schon zwei Jahre später war der Bau vollendet. Bischof Martin Brenner weihte ihn am 6. Oktober ein. Der Konsekrationsstein ist noch heute in der Sakristei über der Südtür eingemauert. Geweiht wurde nur die Kirche und ein Altar, jedenfalls der Hochaltar.

Der Baumeister ist noch unbekannt. Da der Erzherzog sozusagen der Bauherr war, ward wohl einer der Hofbaukünstler mit dem Werk betraut. Architektonisch waren hier keine Lorbeeren zu holen, die Ordensregel schreibt ja größtmögliche Einfachheit vor. Interessant ist aber doch die Parallele zum Grazer Mausoleum: Beide Kirchen haben ungliederte Mauerwände, sind überwölbt von einer ungebrochenen Tonne. Im Mausoleum ward später durch Fischer von Erlach die rein geometrische Lösung durch festlich barocke Stukkos und Freskos malerisch aufgelockert, hier blieb es bei kahlen Flächen. Das Mausoleum hat von der Katharinenkapelle her die halbkreisrunde Apsis, hier ward schon aus Raumgründen der gerade Abschluß gewählt.

Als Maler des Hochaltarblattes aber ward kein Geringerer geholt als der gefeierte Hofmaler Pietro de P o m i s. (Tafel 10.) Das Thema, ob von Laurentius oder Ferdinand gewählt, lag hier sozusagen in der Luft. „Eine Apotheose der Gegenreformation“, wie sich Professor Wastler ausdrückt. Wie von einer übergroßen Bürde halb erdrückt, kniet der Erzherzog rechts unten, in der Proportion der himmlischen Gestalten klein und schwächling gehalten. Das übergroße Kreuz, behängt mit dem goldenen Vließ, ruht auf seiner Schulter, die Rechte umfaßt den Herrscherstab. Fast aufdringlich betonen die „Tendenz“ zwei Spruchbänder, das zwei Mächtigere überflattern: Apprehende arma et scutum, steht auf dem beherrschenden, das den Schwertgriff sturmbewegt flankiert, ergreife die Waffen und das Schild, et exurge in adjutorium mihi, und erhebe dich zu meiner Hilfe. Schwert und Schild reicht eine himmlische Gestalt mit der Tiara gekrönt, also die Verkörperung der Kirche, des Papsttums. Wiederum auffällig sinndeutend erhebt sich über ihr die Peterskirche. Sie zeigt interessanter Weise noch beidseits der Fassade Glockentürme, die erst — 1629 Bernini aufführen wollte und zum Teil auch auf führte. Allein Ecktürme hatte schon Bramantes genialer Zentralbau-Plan vorgesehen. Ihn hat der Maler wohl irgendwo zu Gesichte bekommen. In Rom selbst? Zwei Engelchen warten in den Lüften bereits mit dem unvergänglichen Lohn. Das Spruchband verheißt: Getreu bis in den Tod und ich werde dir die Krone geben! Der Anklang an das Schriftwort ist evident, aber es wird nicht die Krone des ewigen Lebens geboten, sondern — die Kaiserkrone. (1619 ward sie ihm aufs Haupt gesetzt). Selbst der Kreuzbalken trägt eine Inschrift: Denn er hat das edle und süße Joch getragen von Jugend auf. Im Vordergrund assistieren dem Vorgang die Heiligen: Herzog Leopold mit Kirchenmodell und Fahne, Bischof Ulrich mit dem Fisch, Hieronymus (Namenspatron des Nuntius) mit dem Buch (nach Wastler, nach Dr. Stefanie Nebhay wohl zutreffender Moses), Rochus mit dem nahrungbringenden Hund, Nikolaus? Und vor ihm in gewagter Haltung, besser Niedersinkung Sebastian, den Pfeil mitten in der Stirn. Allen Gesetzen der Ästhetik zum Hohn, sinkt die hühnenhafte Gestalt ewig in den Raum. Ein „Kunstkniff“, die Bewegung der Szene, die Wastler eine „Santa ribellione“, einen heiligen Aufruhr nennt, bis an die Grenze der Wahrscheinlichkeit zu verewigen. Auf Erden Kampf — im Himmel Friede und Segnung: Christus in tintoresker Schrägstellung hält segnend die Hand über — den Grazer Schloßberg. Johann der Täufer und Katharina vermitteln in vertrauensvollem Aufblick diese himmlische „Intervention“. St. Antonius mit der Lilie, der Titelpatron, sieht dem Schauspiel vertrauensvoll und befriedigt zu .

Das Schloßbergmodell (Abb. 15), von Engeln sichtlich nicht ohne einige Anstrengung schwebend gehalten, ist eine erfreuliche und dankenswerte „Einlage“. Hier sieht man den Unterschied zwischen handwerklichen, oft saloppen und stets unverläßlichen Stechern und einem Künstler, der „nach der Natur“ zeichnet. In Silhouette und Raumwirkung deutlich erkennbar Dom, Burg, Uhrturm, Glockenturm, unmittelbar davor die verhältnismäßig breit geratene „Käseglocke“ der Thomaskapelle, darunter auf einer Bastei die Antoniuskirche mit dem rechts angebauten Kloster. Das „Stöckl“ links steht noch nicht, dafür sieht man deutlich die zwei Kapellen, deren Nischen man noch heute

im Innern nachprüfen kann. Am Spruchband steht: Respice, sieh nieder auf dein Heiligtum und segne!

Die Chronik rühmt dankbar die weitere Fürsorge des Erzherzogs für sein Kirchlein und Klösterchen. Er „sorgte für gesundes, frisches Wasser durch Errichtung eines Brunnens im Hofraum. Dieser Brunnen hatte unterirdische in den Felsen gehauene Gänge, um so das Wasser zu reinigen. Nicht weniger besorgt war Ferdinand für die Kirche. Er spendete drei Kelche, von denen einer ganz besonders kostbar war wegen der Patene aus arabischem Gold, die er e i g e n h ä n d i g kunstgerecht hergestellt hatte. Nicht minder wohlthätig gegen die Kapuziner erwies sich seine Mutter, Erzherzogin M a r i a, „deren Bild sprechend ähnlich sich auf dem Altare der letzten Kapelle befindet. Diese Kapelle ließ sie auf eigene Kosten errichten“. Wann? Das wird leider nicht gesagt, da aber Maria schon 1608 verstarb, ist es sehr wahrscheinlich, daß die Kapelle schon mitgebaut wurde. Und der Altarpatron, der Maler? Leider keine Andeutung. Deshalb bedauerlich, weil dadurch eine alte Streitfrage unentschieden bleibt.

Schon Gustav Schreiner schrieb 1843: „Das zweite große Altarblatt der linken Schiffseite, das ohne Rahmen an die Wand befestigt und höchst wahrscheinlich von den Clarissinnen zu Allerheiligen im Paradeis nach deren Aufhebung hieher übertragen worden ist, zeigt in der Höhe die Madonna, mit dem die untere Gruppe segnenden Kinde und die hl. Klara und in der Tiefe eine fürstliche Frau, die Mutter Kaiser Ferdinands II., die von ihr gestiftete Kirche samt dem Kloster im Paradeis. Hinter ihr steht der hl. Franziskus Seraphicus, ein höchst interessanter Kopf mit dem Ausdrücke religiöser Schwärmerei . . .“ Das Bild hing noch 1897, als Wastler sein „Kunstleben“ schrieb, dortselbst „als Ruine ohne Rahmen“. Jetzt ist es längst gut gerahmt. Wastler ernennt das Bild gar zum Hochaltarblatt der Klarissinnen. Wir haben in der Geschichte dieser Kirche gründlich genug gehört, daß am Hochaltar später die ungleich größere Himmelfahrt hing. Es wäre nicht unmöglich, daß St. Klara das Blatt des ersten 1602 geweihten Hochaltars war, 1618 aber von der Assunta abgelöst wurde. Thematisch hätte dieses „überzählige“ Bild ja ganz gut für das Paradeis gepaßt. Ob es aber überhaupt jemals dort hing? Wir haben eben gehört, das ist eine wichtige Neuigkeit, die uns die Chronik vermittelt, daß die Erzherzogin auch für St. Antonius eine Kapelle mit Altar bestritt. Und die Kapelle schmückte ihr „sprechend ähnliches“ Porträt! Wohl auf diesem Bilde, das sie als Klarissin St. Klara und der Gottesmutter gewidmet hatte! (Tafel 11.) Raumbeherrschend, in ihrer gekrümmten Schrägstellung ein sympathisches Gegenstück zu St. Sebastian am Hochaltar, ist Katharina, mit dem beinahe lebensgefährlich zwei heilige Jungfrauen, Barbara und Ottilia, bedräuenden Rade; die Muttergottes — auch am Hochaltar ist der Patron an den Rand gerückt — „überspielt“ Kara, der sie das göttliche Kind förmlich an die Brust lehnt. Die übrigen hl. Jungfrauen sind Lucia, Agatha, Cäcilia und Ursula. Schreiner bemängelt am Bilde „dieselben Fehler, welche an dem andern bereits gerügt worden sind.“ Wastler nennt es „eine der schwächsten Arbeiten des Künstlers“, deren „zerfahrene Komposition zeigt, daß es nie besonders gut gewesen sein kann.“ Über Gusto und ästhetische Grenzfragen kann man nicht streiten. So wie die Bilder — nach wiederholter Restauration — heute aussehen, ziehe ich das letztere Gemälde vor. Es hat noch den Gobelincharakter, den Goldglanz Tintorettos und de Pomis', das erstere hat ihn unter allerhand Lasurfarben beinah zur Gänze eingebüßt. Oder ist an der mangelnden Tiefenwirkung der beinah tagsüber anhaltende ungleichmäßige Reflex schuld?

Über der Erzherzogin Widmungen verrät die Chronik noch: Sie gab zwei Reliquien. Eine von der Geißelsäule, eine vom Kreuze des Herrn. Ein Goldarbeiter, der hier leider nicht genannt ist, faßte sie. Der Mann scheint ähnliche Geschäftskniffe geübt zu haben, als vielzitierte Überlieferungen sie unserem Hofmaler zu Mariahilf „nachrühmen“: „Der Goldschmied vollendete die Arbeit, ließ sie aber liegen, um sich betrügerischer

Weise einen Gewinn zu sichern". Als ihm die Erzherzogin nämlich eines Tages begegnete, fragte sie ihn, ob die Arbeit fertig sei. Er erwiderte, er könne die Fassung nicht machen, da ihm noch Gold fehle. Auf das hin zog sie einen Ring vom Finger und gab ihm diesen. Nach einigen Tagen wollte er den Ring für einen anderen Auftrag verwenden. Er gab ihn ins Feuer, aber er schmolz nicht; er verdoppelte die Glut, ließ ihn Tag und Nacht darin, alles umsonst, der Ring blieb ganz. „Betroffen ging er in sich, meldete seinen Betrug der Erzherzogin und bat um Verzeihung, die er auch erlangte. Da er Protestant war, kehrte er zur Kirche zurück und ward ein warmer Anhänger des katholischen Glaubens." Wortreicher erzählt die Chronik, wie eine von der Erzherzogin gespendete Marienstatue durch persönliches Wortergreifen die bösen Hofkriegsräte, die den Bau des Klosters hart an der Festungsmauer als im Kriegsfall stadtgefährdend verhindern wollten, zurechtwies und ihren Widerstand brach. Diese Statue soll Maria häufig auf Reisen mit sich genommen haben. Die „ständige Überlieferung" berührt sich wieder mit der Statuette im Paradeis. Für die Verehrung des „Bildes" habe Nuntius Petrus de Ponte 1612 einen Ablaß gegeben.

Im Jahre 1605 ist nach der Chronik der K l o s t e r b a u zu Ende gediehn. „Zu dieser Zeit kamen drei italienische Patres zugleich mit dem Herzog von Mantua, Franziskus Aldobrandini und Johann von Medici, jener als Befehlshaber der päpstlichen, dieser der etruskischen Truppen, als Feldgeistliche nach Graz". Mit Erzherzog Ferdinand zogen sie gegen die Türken vor Kanisza. Sie wurden von den Türken ermordet, nach Graz gebracht und zu St. Antonius bestattet. 1654 weihte, wie Chronik und bischöfliches Konsekrationbuch übereinstimmend berichten, Bischof Johann Markus von Altringen einen Altar zu Ehren des hl. Felix von Cantalicio, Laienbruder des Ordens. „Im Laufe der Zeit wurde auch auf der Evangelienseite ein Altar zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau, der Trösterin der Betrübten, errichtet und am 10. April von Fürstbischof Rudolf Josef Graf Thun konsekriert." Hier kann das Diözesan-Weiheprotokoll vervollständigen und klarstellen: Er wurde 1692 geweiht zugleich mit einem Kapellenaltar, auf den wir noch angenehm zu sprechen kommen. Drei Seiten widmet der Auszug der G r a z e r F a u s t i a d e, die zu Anfang und zu Ende wörtlich, in der Mitte stark gekürzt, im Mosaik festgehalten ist. An der Wahrheit der Mär in Einzelheiten erlaube ich mir ja, trotz des Zeugnisses der Ordenskapazitäten, vorsichtig zu zweifeln, sie waren samt dem Buchdrucker Kinder ihrer Zeit. Und darum ist sie geistesgeschichtlich und — literarhistorisch recht interessant: Erst um 1770 begann sich Goethe mit Faust zu befassen, der „Urfaust" beschäftigte, wie wir diesem psychologischen Streiflicht entnehmen können, schon ein gutes Jahrhundert zuvor die Gemüter von Prag, Wien und Graz.

Selbstredend finden sich in der Chronik reichlich Hinweise auf die eifrige und erfolgreiche Betätigung der Ordensmitglieder auf der Kanzel. Die Serie der G u a r d i a n e, die beinah lückenlos sich in der Chronik findet, wird vollinhaltlich unter Klerus wiedergegeben. Nur der heroischen Opfer selbstloser Nächstenliebe in Pestzeiten sei pietätvoll gedacht. Selbst freisinnige Historiker haben anerkannt, daß die Kapuziner in diesen tragischen Zeiten voll ihren Mann und Christen stellten. Im Einzelnen also: Um 1679, da der „Sterb" wieder eine Hochwelle darstellte, wurden zwar die Schulen geschlossen, um den Nachwuchs in den Klöstern Obersteiermarks zu bergen. Die „Alten" blieben und amtierten auch im Antlitz des Schwarzen Todes. „Die ersten Opfer waren der Prediger P. Cyrill von Graz und der Laienbruder Fr. Protasius von Schwaz." Protasius starb am 10., Cyrill am 14. September. Ihm folgte am 26. des Monats der Prediger P. Friedrich von Spital in Kärnten. „Nachdem auch dieser von der Pest hinweggerafft wurde, verlangte die Sanitätsbehörde keinen anderen Kapuziner mehr für die Pestkranken in den Spitalern, weil ihre wollene Kleidung leichter das Gift anzöge und schneller ansteckte. Weil aber die Pestkranken die in den Häusern der Stadt zerstreut waren, ungestüm geist-

liche Hilfe von den Kapuzinern verlangten, wurde der Prediger P. Ivo von Neumarkt bestimmt, ihnen beizustehen. In dieser Schule der Liebe waltete er seines Amtes ausgezeichnet. Er besuchte die Kranken und sorgte, daß keiner ohne geistlichen Beistand starb." Er hielt tapfer durch bis zum Erlöschen der Seuche. Nach einer 40tägigen Quarantäne kehrte er in den Konvent zurück. Die Chronik verrät, wie sich der Mann Gottes durch kluge Vorsichtsmaßnahmen vor Ansteckung selbst zu schützen wußte. Er nahm stets Purgiermittel zu sich. Über seine Kutte zog er eine leinene „Tunika“ mit Kapuze. Die tränkte er mit Terpentin, Öl usw., bis die „gewixte Leinwath“ fertig war. Abends trug er an der Brust ein Arsenikfläschchen, um dem Herzen eine gewisse Angewöhnung an das Gift einzudrücken. Morgens und abends nahm er Theriak zu sich, die Kleidung reinigte er mit Schießpulver. „Den Heilmitteln fügte er äußerste Mäßigkeit in Speise und Trank hinzu und blieb so von der Pest frei.“

Zugleich mit dem Marienaltar wurde 1692 ein Altar zu Ehren der *Vierzehn Nothelfer* geweiht. Die Konsekrationsnotiz gibt selbst den Standort an: In ultima Capella, in der letzten Kapelle. Erbauer war „der edle Herr de Joanne“, Sekretär des Kriegsrates. Die Kapelle stiftete Charlotte Polixena Gräfin Kißl, eine geborene Gräfin Montecuculi. Sie selbst suchte sich den Altarmaler, niemand Geringeren als Hans Adam *Weißenkirchner*. Die Chronik nennt ihn und fügt ein allerhöchstes Lob bei: In Provinciis Austriacis pictorum Princeps, der österreichischen Provinzen Malerfürst. Das Attribut ist ehrend für den Künstler wie für den Chronisten, der also schon 1692 die überragende Bedeutung des Eggenbergerischen Hofmalers für Graz und Steiermark, ja Österreich erkannt hatte. Die Kapelle ist längst vermauert, der Altar zerfallen, das Bild aber hängt wieder in stolzer Pracht an der rechten Wand. Wieder? Vor einigen Jahrzehnten war es auf Anordnung der Landesregierung — die Kirche ist Eigentum des Landes — abgenommen und in die Landesgalerie gebracht worden. Auf Ersuchen des Verfassers gaben Landeshauptmann Krainer, Landeskunstreferent Dr. Illig und Galerievorstand Dr. Bokh das Gemälde wieder an seinen Bestimmungsort zurück. Am Vorabend des Heiligen Abend 1949 stand es als kostbares „Christkind“ im Presbyterium. So sind denn in den eng benachbarten Kirchen St. Paulus und St. Antonius wieder zwei der schönsten Gemälde — in der Stiegenkirche die liebe Maria Verkündigung aus der Karmelitinnenkirche — dem Volke zur Schau gestellt, nicht als museale „Bildwerke“, sondern als Erzeugnisse und Zeugen des Gottesdienstes. Kult und Kunst haben dabei gewonnen.

Ein mächtiges, ein prächtiges Bild. (Tafel 12.) Majestätisch thront die Allerheiligste Dreifaltigkeit hart am Scheitelbogen. In lichten Farben gehalten, schweben sie „über den Wassern“ der irdischen Not, über den Köpfen der Heiligen, den Vermittlern ihrer Gnaden. Maria erstrahlt nicht als Himmelskönigin, sie kniet nach Gewandung und Gesichtsausdruck eine Frau aus dem Volke und weist mit beiden Händen nach der erlauchten Versammlung der zweimal „Sieben Zufluchten“. Josef ringt die Hände, wie ein betrübter und getrösteter Hausvater. Im Geviert stehen und knien die Männer und Frauen des christlichen Vertrauens: Christophorus mit dem Gotteskind, Barbara mit dem Kelch, Margaretha mit Kreuz und Drachen, Panthaleon mit der Arzneibüchse, Cyriacus in Dalmatica mit Palme, Katharina mit dem Rad, Eustachius mit Kreuz, Georg der Drachentöter, Bischof Blasius mit der Kerze, Bischof Erasmus mit der Marterspule, Veit mit dem Olkessel, Dionysius mit dem Kopfe in Händen, Ägydius mit der Hirschkuh, Achatius mit Helm und Schwert. Das Motiv, vierzehn Gestalten mit Attributen, ist eine *Crux pictorum*, eine Knacknuß der Meister mit Pinsel und Palette. Hans Adam hat die schwere Aufgabe kompositorisch wenn auch nicht in genialer Verve so doch in soliden Ehren gelöst. Trotz der gedrängten Gruppe entfaltet sich das Zusammensein individuell und anmutig, das Patriarchenhaupt Blasius, der Augustinuskopf Erasmus sind Kabinetts-

stücke der Physiognomik, die drei „heiligen Madl, Barbara, Margaretha, Katharina mit dem Radl“, um mit einem alpenländisch volkstümlichen Spruch zu reden, erfüllen ihre religiöse und künstlerische Pflicht, fromm und schön zu sein, vollauf, die oft brutale Darstellung Dionysius mit zwei Köpfen ist durch entsprechende Abgrenzung durchaus erträglich.

Noch kurz die letzten Ausgestaltungen der Kirche, soweit sie die Chronik berichtet: „Im Jahre 1720 war der Altar des hl. Felix (vom Jahre 1654) schon sehr schadhaft und so verfallen, daß er neu errichtet werden mußte. Es fügte sich glücklich, daß Ernst Graf Herberstein, Geheimer Rat, aus Strafgeldern, mit denen er schon einen neuen Hochaltar samt Tabernakel aus Nußbaumholz hatte herstellen lassen, in seiner frommen Freigebigkeit auch für die Herstellung dieses Altars die Mittel gewährte.

Nachdem der Provinzobere die Erlaubnis hierzu gegeben hatte, errichtete der Guardian einen neuen Altar, stärker und dauerhafter als der alte. wohlgefällig beiwohnen, ist gut erguckt und sinnig wiedergegeben. Noch ein zweites Schade, ein knallend farbiges Gipsrelief vor dem Gemälde, zerstört die Wirkung, bevor sie zur Geltung kommen kann.



Abb. 16. Bildausschnitt aus dem Rosenkranzbild

Das Bild, das den hl. Felix knieend vor dem Jesuskinde darstellte, wurde in Wien gemalt.“ Eine nette Handvoll kunsthistorischer Neuigkeiten, nur schade, daß nicht auch der Name des Wiener Malers veraten wird, denn das Bildnis ist von einer gemütvollen, beinah humorigen Volkstümlichkeit.

Wie der dickliche Heilige in schmiegiger Kutte das Himmelskind vorsichtig aber herzlich zur Höhe hält und nur in Gedanken herzt, wie die Engel der Szene verständnisvoll

verständnisvoll

Am linken Seitenaltare hängt eine sympathische Immakulata vom älteren Kurz-Goldenstein. Das Dreifaltigkeitsbild im Oberteil halte ich für eine Arbeit von Karl L a u b m a n n. In der Nische der Südwand hängt ein Rosenkranzbild, nach Schreiner „auch nicht ohne alles Verdienst“, nach einer jungen Kunsthistorikerin gleichfalls ein Werk von de Pomis. Ich kann dieser Ansicht nicht beipflichten. Auch wenn man eine barbarisch saftige und kompakte Übermalung annimmt, die genialische und bei aller zur Schau getragenen Religiosität spielerisch anmutende Artistik des Italieners hätte sie nicht so gründlich tilgen und in eine biederfromme, erbeingesessene Szene wandeln können. Für den Marienaltar 1692 ist das Bild zu alt und zu groß. Eher hing es schon in dem Kapellenaltar Marias von Bayern. In diesem Falle wäre die Herkunft des Klarabildes aus der Paradeiskirche wahrscheinlicher. Dafür aber dünkt mich das Bild zu jung. Am Gemälde fesselt, mehr als Maria und Dominikus, eine junge knieende Frau im Hermelinumhang, auf die das Jesukind eine Rose niederfallen läßt (Abb. 16), zweifellos eine gut porträtierte Dame der Grazer Gesellschaft, fraglos die Stifterin des Bildnisses. Die Stiftungsbriefe

der Kirche sind mit anderen wichtigen Archivalien verloren gegangen. In den drei Heftchen des Landesarchivs Hamerlinggasse findet sich nur eine Fundation bewahrt: Johann Bartelme, „Salzburg(erischer) Burger(licher) Lebzelter, Geistlicher Kapuziner Vatter ad St. Antonium“ bestätigt 1754, daß ihm die „alliessige Kay. Königl. Bancal Administration“ 400 fl „Funktionskapital“, soll wohl heißen Fundationskapital, das seit 1655 beim Stadtmagistrat anlag, „richtig und Paar“ ausgezahlt habe. Es stammte von einer Gräflich Thannhauserischen“ Stiftung, den „Capuzinern ad St. Antonium“ gewidmet „zum Unterhalt Eines Ewigen Lichtes vor dem Hohen Altar“. Nach der Chronik war die Geberin Comtesse Margaretha von Thannhausen. Die blonden geflochtenen und kranzförmig gebundenen Locken, das bei aller Andacht im Grunde schelmische Gesichtl, das elegante Kleid könnte ganz gut einem Grafentöchterlein zu eigen sein, auch der fürstliche Hermelin? Aber der Zweck der Widmung deutet nach einer ganz anderen Richtung. Das Gemälde kann eben geradeso gut aus einer andern Kirche — Dominikaner, Dominikanerinnen? — stammen. Es wäre stadtgeschichtlich reizvoll, das Inkognito archivalisch zu lüften . . . Hinter der Donatrix steht eine Gestalt mit exotischem Kopfschmuck. Ein Indianer? Handelt es sich vielleicht um eine Rosa von Lima? Die auf sie nieder-schwebende Rose deutet gleichfalls in diese Richtung! Rosa hieß von Geburt aus Isabella.

Einen Blick in die Chronik als G ä s t e b u c h : 1695 traf der Ordensgeneral Bernardinus ab Aretio zur Visitation ein. Johann Siegfried Herzog von Krumau, Fürst von Eggenberg, Landeshauptmann Jörg von Stubenberg und andere Herrn des Adels bereiteten ihm im Kloster „ein königliches Gastmahl“. Die Studenten gaben eine Festvorstellung, „ein Stück über den hl. Alex, den Verächter weltlicher Torheiten“, zusammengestellt von P. Martin von Feistriz. Die Musik bestritten Kapuziner anderer Konvente, die sich mit ihren Instrumenten einfanden. Seine Aufwartung machte auch P. Angelus von Amsterdam. „Er war in verschiedenen Künsten erfahren, als Arzt, Feuerkünstler und Wahrsager“. Halb Graz drängte sich an ihn. Die Oberen schoben ihn in den Grabenkonvent, sodann nach Wien und Nikolsburg ab. 1718 visitierte General Michael Angelus von Ragusa. 1707 weilte im Kloster der berühmte Prediger Joannes Antonius von Lucca. Keine Kirche war groß genug, die Zuhörer zu fassen. Da errichtete man auf dem Hauptplatz eine Kanzel. Der „Apostolische Missionär“ sprach italienisch, ein Grazer Ordenskollege fungierte an Ort und Stelle als Dolmetsch. 1713 kam er wieder, erkältet und erkrankt. In Hartberg suchte er Erholung, in Straden starb und wurde er begraben. Der Orden führte einen hartnäckigen Prozeß um den verehrten Leichnam. Der Bischof hielt zu Straden, da er „den Verstorbenen wie einen großen Diener Gottes verehrte“. Der Dechant mußte aber einen Revers ausstellen, „daß der Leichnam nicht aus Rechtsgründen, sondern um des Friedens und der Andacht des Volkes Willen dort verbleibe“. Graf Nadasdy von Neuhaus setzte ihm „ein herrliches Grabmal“. Anlässlich der Erbhuldigung gab 1728 auch Kaiser Karl VI. dem Kloster die Ehre des Besuches. Er hatte ausdrücklich verlangt, daß Kapuziner in der Burgkapelle zelebrieren, ja er wünschte, „zumal an Festtagen“, von den Speisen der Kapuziner zu essen. „Beide kaiserlichen Majestäten fanden Freude an der Kapuzinerkost“, der Provinzial ordnete alle Sorgfalt an, damit „durch Speisen von besonderem Geschmack der Hunger des Kaisers gestillt werde“. In „glasurbedeckten Schüsseln“ wurden sie vom Klösterlein in die Burg getragen. Dafür schickte der Monarch einen Hirschen, den er auf den Jagdgründen — von Schloß Eggenberg geschossen hatte. Am Portiunkulatag wohnte er einem Hochamt zu St. Antonius bei. Auch sein Vizekanzler Friedrich Karl Schönborn und der Bischof von Bamberg und Würzburg fanden sich ein.

Ein Lorbeerblatt dem „gefeiertsten Prediger unter den Kapuzinern der damaligen Zeit“, P. A m a n d u s von Graz, dem L. Kretzenbacher in „Aus Archiv und Chronik“

III, 1, eine kurze aber gehaltvolle Studie gewidmet hat. Freiherr von Dornsberg hatte ihm das Studium ermöglicht, 1653 trat Amandus in den Orden, 1700 starb er, nachdem er dreimal Guardian zu St. Antonius gewesen war und alle Ehrenstellen bis zum Provinzial hinauf bekleidet hatte. Kretzenbacher nennt ihn einen zweiten Abraham a Santa Clara. Wenn er auch an der Zahl der gedruckten Predigten weit hinter ihm zurücksteht, an volkstümlicher Beredsamkeit, an barocker Rhetorik, an geistvoll-plastischer Sprachkunst besteht er neben ihm in einigem Abstand in Ehren. Schon die Titel seiner Predigtwerke: Fasten-Banckets, Seelen Wayde, Verdorrter Rosen-Stock, zeigen das erfolgreiche Bestreben, poetisch anschaulich zu predigen, durch Bilder und Gleichnisse das Interesse der Hörer und Leser vorwegzunehmen.

Trotz ihrer persönlichen Friedfertigkeit — wenn es um ihre Ordensehre, um die geheiligte Ruhe ihres Klösterleins in unverbauter Gottesnatur ging, warden sie rechtshaberisch, ja prozeßlustig. Einen Hilfspriester der Stadtpfarre, den sie selbst auf der Kanzel ein „Capellän“ genannt hatten, nötigten sie noch auf dem Sterbebette zur Abbitte, daß er sie predigend „Ruebenbettler“ gescholten hatte. Als der Maler Matthias von Görz, der berühmte Freskant der Stiftskirche Pöllau, 1709 seinem benachbarten einstöckigen Häuschen ein zweites Geschoß aufbauen wollte, verhinderten sie den Plan durch eine Vorsprache beim Kaiser. Der unglückliche Hans Erasmus Graf Tattenbach, der ob seines Verrats am 1. Dezember 1671 vor dem Rathaus geköpft wurde, war dem Konvent „ein besonderer Freund und äußerst geneigter Wohltäter“. Guardian P. Angelus soll ihm sein tragisches, leider nicht unverdientes Endsicksal vorausgesagt haben. Wie die Stiegenkirche 1708 im Falle des Totschlägers Anton Adam Graf von Saurau, hatte das Kapuzinerkloster 1713 mit Alois Klemens Graf Rechberg, der im Duell den Grafen Josef Herberstein auf dem Karmeliterplatze tödlich verwundet hatte, seinen dramatischen Kriminalfall und hartnäckigen Asylstreit. Mit seinem Freunde, einem Grafen Fuger, hatte er in die Antoniuskirche Zuflucht genommen. Landeshauptmann Siegfried Graf Dietrichstein führte vor dem Gotteshause eine Wache von 70 Soldaten auf, damit der Deliquent nicht entwische. Regierungssekretär Karl Ferdinand Wirth verlangte in aller Form seine Auslieferung. „Es kam nun zu einem Federkrieg zwischen Regierung und Klostervorsteherung, der manchmal von Seite der Regierung ziemlich heftig geführt wurde. Der Guardian bewies ihr in Ruhe, daß er im Gewissen verpflichtet sei, das Asylrecht zu wahren... Wie der Streit endete, wird uns nicht weiter berichtet“.

Der Erbauer des Nothelferaltars Baron de Joanne errichtete um 1690 vor der Kapelle eine Familiengruft. In ihr ruhen der Erbauer samt Frau und Kindern, Sigismund Graf von Welsersheim, der Gründer des Kapuzinerklosters in Irnding, Hausarzt Matthias Cratenius. „In der Krypta unter der Eremitage“ 1732 erbaut, liegen bestattet: Oberst Freiherr von Krafft, ein Tiroler, Herr von Wappenstein, kaiserlicher Rechnungsamtsschreiber, Geheimer Rat Johann Adam Graf von Saurau, Handelsmann, Delmoro, „unser geistlicher Freund“, N. Graf von Breiner, Elisabeth von Wappenstein, „eine große Wohltäterin der Provinz“, Beider Rechte Doktor Riederer, Herula Franziska Freiin von Silberberg, Klaudius Merkator, ein Savoyarde. In der Kirche ruhen noch: Kaufmann Georg Pichlmayr, Lebzelter Andreas Mandl, Ratssekretär Herr von Schoberg. Grabsteine haben in der Kirche: Freiin Maria Ludomila Craff, eine geborene Hegenmillerin von Tubenweilern (Todesjahr leider unleserlich), Exzellenz Franz Josef des Hl. Reychs Freyherr von Andlau, Generalfeldzeugmeister, Kommandierender General, gestorben 1769 und Generalfeldzeugmeister und Kommandierender General Friderich Sigismund des Heil. Röm. Reiches Freyherr von Lietzen, der 66 Jahr in Krieg und Frieden dem Erzhaus gedient, mit 86 Jahren gestorben 1780.

Zu Füßen des Aufstiegs zur Kirche, der ursprünglich an den Mauerwänden gedop-

pelt hinanführte, steht eine Wegkapelle, hinter deren stimmungsvollem Gitter eine eindrucksvolle *Pieta* (Tafel 13) zu schauen ist. Liebevoll umfaßt die Linke der Schmerzensmutter den starren Leichnam ihres Sohnes, der ihr schwer im Schoße ruht, während die Rechte sein Haupt hochhält und mütterlich an die Schulter drückt. Dehio setzt die „schöne Beweinungsgruppe“ mit Anfang des 17. Jahrhunderts an. Urkundlich bezeugt ist sie 1646. In diesem Jahre machte Andre Eder eine Lichtstiftung für das „Vesperbild an der Kapuzinerstiege“. Im April 1944 sauste eine Bombe nieder, zerrüttete die Kapelle und übersäte die Skulptur mit Gesteins- und Mörtelstücken. Die Steiermärkische Landesregierung nahm sich über Initiative von Landesrat Dr. Udo Illig des Kunstwerkes liebevoll an. Die Kapelle wurde völlig neu erbaut, die Statue mit ihren „Karfreitagswunden“, wie die Grundsteinlegungsurkunde sich treffend ausdrückte, wieder eingesetzt. Ein Stück liebliches Alt-Graz zielt wieder Gasse und Schloßbergfuß.

Anläßlich einer Windladen-Reparatur fand sich an der Orgel ein Zettel aufgeklebt, demzufolge sie 1732 von „Orglmacher“ Georg Mitterreiter erbaut, 1839 von Carl Schehl „zur Ehre Gottes zum zweitenmale aufgesetzt“ wurde. Michael Heferer bescheinigt 1853, er habe das Organon vergrößert, bei der Gelegenheit sei Musikchor und Kanzel neu (?) erbaut worden. Es kann sich auch hier nur um eine Renovation gehandelt haben. Jedenfalls gehört die verhältnismäßig platte und steife Holzfigur des Salvator am Schalldeckel des Predigtstuhles zur ersten Ausstattung des Gotteshauses. Mit den beiden traditionell gehaltenen Anbetungsengeln am Tabernakel die einzigen Plastiken der Kirche. An wertvollen Gemälden aber ist sie für Grazer Verhältnisse überreich: Zwei bedeutende de Pomis, ein prachtvoller Weissenkirchner, ein altes geheimnisvolles Rosenkranzbild, eine signierte Pfingstszene von Petrus Anton Novelli 1816, nicht „ganz verdienstlose“ Seitenaltarbilder, eine gute Kopie des Mariaschutzbildes von Cranach, in der Tat ein achtunggebietendes Ensemble von Ölgemälden auf knappem Raum. Nun stören den harmonischen Gesamteindruck noch etliche wohlmeinend „geopferte“ Motivgegenstände und die Kreuzwegbilder, auf — Papier gedruckt! Die längst fällige Erneuerung wird bei der wohlwollenden Einstellung der Eigentümerin, der Landesregierung, gewiß bald Wandel und Ersatz schaffen. Auf steirischen Kirchenböden verstauben noch manche zurzeit der Regotisierung ausrangierte Barock-Kreuzwege. Wenn die beschafft sind, haben wir einen ehrfurchtgebietenden kultischen Schauraum.

Doppelt leer aber wird, wenn die riesige, ungebrochene Tonne wieder „neutral“ gefärbelt sein wird, das farb- und formlose Vacuum über den bildübersäten Wänden wirken ... Hier hätte die zeitgenössische *Freskokunst* eine Chance, wenn die zeitgenössische Umwelt zu einer Kulturtat bereit wäre: „*Gratia est plena*“, sagte Abraham a Santa Clara einmal, Graz ist voll von Zeugnissen der Frömmigkeit und Opferwilligkeit! Immer wieder im 17. und 18. Jahrhundert, wenn eine schwere Prüfung, Pest, Krieg oder Feuer, glücklich vorüber war, hat das Volk eine Standsäule gesetzt, einen Altar gestiftet, ein Bild gemalt. Wir haben in einer Generation zwei furchtbare Kriege, darunter auch einen unheilvollen Bombenkrieg, alles in allem glücklich überstanden. Sollten wir nicht einmal, nach altem schönen Väterbrauch, eine Tat der Dankbarkeit und der Kunst setzen, das Andenken der vielen Bombenopfer durch ein Gemälde verewigen? St. Anton hat zwei Gemälde von Pietro de Pomis, seine unvergängliche Mariahilf-Madonna an der Decke, das schöne Grazer Stadtbild, dessen Schloßberg schon am Hochaltarbild prangt, monumental und malerisch darunter, die geistlichen und weltlichen Obrigkeiten im Porträt rechts und links, die schwirrenden Flugzeuge, die schützenden Engel weithin über den Plafond, in der Tiefe eine Szene der Opferbergung, der Opferehrung am Grabe! Wäre das nicht ein Thema für ein Monumentalfresko, ein dankbarer Stoff für einen mutigen Freskant? Und wäre ein solches Gemälde nicht eine hehre Opferleistung der Überlebenden, ein Ehrenmal des Graecium von heute!